

Leseprobe aus:

**Karl-Markus Gauß**  
**Zwanzig Lewa oder tot**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2017







Karl-Markus Gauß

# Zwanzig Lewa oder tot

Vier Reisen

Paul Zsolnay Verlag

I 2 3 4 5 2I 20 19 18 17

ISBN 978-3-552-05823-1

Alle Rechte vorbehalten

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2017

Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



**MIX**  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
**FSC® C083411**

»Öffne die Augen und du wirst sehen:  
Hier bist du daheim.«

Slavko Mihalčić



# Inhalt

Meine moldawische  
Sehnsucht

9

Die toten Mädchen  
von Futog

73

Die Augen von Zagreb

103

Bulgarien, im Museum der  
ausgerangierten Zukunft

147

Danksagung und  
Hinweise

207



Meine moldawische  
Sehnsucht



Seitdem ich wieder zuhause war, gingen mir die Helden und Gespenster von Chişinău nicht aus dem Kopf. Fast widerwillig war ich in diese Stadt gefahren, an der mich nur reizte, dass niemand, den ich kannte, schon dort gewesen war; doch ungern hatte ich sie wieder verlassen, als wäre ich mit ihr, die mich so herzlich aufgenommen hatte, noch lange nicht fertig. Jetzt wuchs etwas in mir, das ich meine moldawische Sehnsucht nannte.

In der südlichen Altstadt, einem Viertel mit brüchigen, doch schnurgeraden Straßen, die einander in rechtem Winkel schnitten, stand an der Strada Kogălniceanu ein großes Haus, in dem die Fakultät für fremde Sprachen und Literaturen untergebracht war. Hier hatte ich einen Vormittag lang auf der Tagung der Deutschlehrer Moldawiens gesprochen, über mich und die paar Texte, die ich ihnen vorgelesen hatte, und über sie, ihre Stadt und die wenigen Ansprüche, die sie sich noch nicht hatten austreiben lassen. Schräg gegenüber befand sich in einem eingezäunten Garten die weißrussische Botschaft, die von einem strammstehenden Soldaten bewacht wurde. Als ich morgens nach der Fakultät Ausschau hielt, fragte ich ihn, einen Bauernburschen, den man in Uniform gesteckt und das reglose Stehen gelehrt hatte, wo sich die Universität befände. Mit unmerklichem Heben der Augenbrauen hatte er mir die Richtung gewiesen und gelächelt, als ich aus meinem kleinen, nur für diese Reise angelegten Vorrat an rumänischen Wendungen ein paar Dankesworte herausholte, gelächelt auf die kaum wahrnehmbare Weise eines Menschen, dem das Lächeln dienstlich verboten und das ungerührte Starren befohlen war.

Die Deutschlehrer Moldawiens erwiesen sich ausnahmslos als Deutschlehrerinnen, weil der schlechtbezahlte Beruf des Lehrers auch in Moldawien Frauensache geworden war und sich die Männer, die ihn einst ergriffen hatten, längst auf nach Deutschland, Österreich oder sonst wohin gemacht hatten. Die fünfzig, sechzig Frauen, die auf Schultischen im Halbkreis vor mir saßen, kamen nach den ersten, pflichtgemäß fachlichen Fragen bald auf lebenspraktische Themen und wollten wissen, ob ich Kinder hatte und meiner Frau bei der Erziehung und Hausarbeit half, ob ich trank oder regelmäßig arbeitete, wann ich morgens aufstand und abends nachhause kam, ob ich an Gott glaubte.

Mit unserem Gespräch ging die dreitägige Veranstaltung zu Ende, und die Teilnehmerinnen mussten sich mit ihren zur Lesung bereits mitgebrachten Koffern noch zum Busbahnhof in der Nähe des Piața Centrală begeben, eines riesigen, dichtgedrängten Marktes, von wo die Busse sie nachhause bringen würden, nach Bălți oder Soroca im Norden oder südwärts nach Comrat, Basarabasca, Cahul. Die Hauptstadt liegt beiläufig in der Mitte des kleinen, schmalen Landes, das zu durchqueren viel länger dauerte, als es die Land- und Straßenkarten vermuten ließen, sodass einige der Frauen noch Stunden unterwegs sein würden.

Vier waren sogar aus dem abtrünnigen Transnistrien angereist, jenem Streifen Landes jenseits des Flusses Dnister, den der moldawische Staat noch als sein Territorium betrachtete, während es, auch nach dem Willen seiner meisten Bewohner, doch längst eine russische Exklave geworden war. Aber sogar dorthin fuhren die großen Überlandbusse, die im ganzen Land unterwegs waren, wie auch die in die Tausenden gehenden Kleinbusse für vierzehn, sechzehn Leute, die keinen geregelten Fahrplan hatten, keine fixen Haltestellen, und von denen doch jeder wusste, wo sie per Handzeichen angehalten werden

konnten und wohin sie einen brachten. Diejenigen, die Russisch sprachen, nannten sie Marschrutka, die Rumänisch sprachen, nannten sie Rutiera, aber sie alle, Russen und Rumänen und wer sonst noch, der in diesem Land lebte, Bulgaren, Gagen, Roma, Ukrainer, brauchten diese Kleinbusse, die günstige Tarife hatten und selbst die abgelegenen Dörfer anfuhrten.

Müde vom Reden und von der Verabschiedung, bei der mir nacheinander alle Frauen die Hand schüttelten, ihren Namen, ihre Funktion und die Stadt nannten, in der sie lebten und unterrichteten, verließ ich gegen 14 Uhr die Fakultät, und mein Blick fiel auf den Soldaten, der auf der anderen Straßenseite immer noch reglos seinen Wachdienst versah. Als ich an ihm vorbeiging, gewärtig, ihn meinerseits nur mit einem angedeuteten Nicken zu grüßen, sah ich, dass ich ausgerechnet hier, in Chişinău, in der holprigen, von einstöckigen Häusern gesäumten Strada Kogălniceanu, die nach einem mutig die Menschenrechte verfechtenden Gelehrten des 19. Jahrhunderts benannt war, ein Weltwunder bestaunen durfte. Was ich sah, konnte es gar nicht geben, und doch stand ich davor: vor einem Menschen, der im Stehen schlief. Mediziner sagen, dass beim schlafenden Menschen die Muskeln erschlaffen, sodass, wer steht und einschlief, hinfallen würde; selbst die Pferde, Elefanten und Kühe, von denen man lange annahm, sie würden stehend schlafen, dösen in Wahrheit vor sich hin, um wirklich zu schlafen, müssen auch sie sich niederlegen. Nur die Eule und ein paar andere Vögel schlafen tatsächlich im Stehen, der Flamingo kann es sogar auf einem Bein. Dieser Soldat aber schlief, zweifellos, er hatte die Augen geschlossen, atmete langsam und tief und hielt doch vorschriftsmäßig das Gewehr schräg vor der Brust, er schlief fest und stand fest auf zwei Beinen, und fallen würde er nur, wenn ihn jetzt jemand anredete oder stupste.

Er war einer meiner namenlosen Helden von Chişinău, auf

die ich in jenem April 2015 traf, als ich zum ersten Mal nach Moldawien kam. Eingeladen, ein paar Vorträge und Lesungen zu halten, blieb ich dann zwei Wochen, um mich in der Stadt und auf dem Land umzuschauen. Der Namen des Landes, »Republica Moldova«, wird gewohnheitsmäßig falsch übersetzt, wenn man daraus jenes Moldawien macht, das sprachlich auf die Zeit zurückgeht, da es noch die »Moldavska Sovetskaja Socialističeskaja Republica« als Teil der Sowjetunion gegeben hat. Im Deutschen freilich ist die Moldau bereits als Fluss in Böhmen bekannt, sodass es dauern wird, bis wir uns vom alten Moldawien auf jene Moldau eingehört haben werden, die heute als offizielle Übersetzung des Staatsnamens gilt.

Wie die meisten Städte erkundet man auch Chişinău am besten zu Fuß, aber es strengte mich an, weil ich dauernd auf den Boden achten musste, so rissig und uneben waren die mit tiefen Löchern durchsetzten Gehsteige. Als ich einmal nicht mehr weiterkonnte, fragte ich einen vierschötigen Herrn, der außerhalb des Zentrums an seinem kotbespritzten grünen Taxi lehnte, ob ich ihn für eine kleine Stadtrundfahrt verpflichten könnte. Er wirkte verblüfft und blickte mich zweifelnd an, als erwartete er, dass ich mein Ansinnen gleich selbst als Scherz kenntlich machen würde, aber dann war er mit Begeisterung bei der Sache. Er war ein paar Jahre älter als ich, seine Gesichtshaut war großporig, und die fleischige Nase wucherte offenbar schon seit Jahren schorfig entzündet dahin. Viel zu schnell fuhr er über die Boulevards, deutete nach links und rechts und erklärte in einem Deutsch, von dem er sagte, dass er es als Bauarbeiter in Holland erlernt habe, was es mit den Gebäuden auf sich hatte, an denen wir vorbeibrauten.

Auf das Zentrum von Chişinău führen aus allen Richtungen mehrspurige Boulevards zu, die die Innere Stadt mit den großen Wohnsiedlungen verbinden, welche ringsum auf die Hügel gebaut sind und zwischen denen sich ausgedehnte Parks

erstrecken. Diese großzügige Struktur verdankt Chişinău, das als »schönste Stadt des Stalinismus« gerühmt wurde, dem planvollen Wiederaufbau nach 1945, als fast drei Viertel aller Gebäude durch den Zweiten Weltkrieg zerstört waren. Mein Fahrer, der Gefallen an seinem Auftrag fand und dem vielleicht gerade in den Sinn kam, dass er einen begabten Stadtführer abgeben würde, redete in einem fort, und bei jedem Wort, das er sprach, entwich seinem Mund ein fauliges Wölkchen, so dass sich im Wagen bald ein Dunst der Fäulnis ausgebreitet hatte. Als wir beim Gefängnis vorbeifuhren, rief er, dass alle Oligarchen und ihre Lakaien hierhergehörten. Holland sei ein normales Land, Moldawien hingegen wäre absolut nicht normal, weil hier die Verbrecher 50 000 Lei zahlten, freikämen und vom Gericht oder Gefängnis gleich direkt als Abgeordnete ins Parlament übersiedeln würden. Dafür sei aber selbst das schöne Holland bei weitem nicht so schön wie Moldawien, ein Superland mit Supermenschen, aber mit Scheißpolitikern und Scheißoligarchen. Stoßweise pulsierten die Schwaden der Empörung und ekligen Geruchs in dem Wagen, in dem mich ein enthusiastischer Patriot seiner Stadt durch Chişinău chauffierte, der sich am Ende weigerte, zu der für mich lächerlich geringen Summe, die sein Taxameter anzeigte, noch ein Trinkgeld anzunehmen.

Wenn ich müde wurde, bestieg ich oft einen der O-Busse, von denen viele kreuz und quer in der Stadt unterwegs und die auch für Einheimische so billig waren, dass es bei Jung und Alt als Schande galt, beim Schwarzfahren erappt zu werden. Die bunten, oft arg ramponierten O-Busse waren überfüllt, aber nie erlebte ich es, dass die Stimmung gereizt gewesen oder Unmut laut geworden wäre. Durch das Gedränge schob sich eine Schaffnerin unablässig von hinten nach vorne und wieder zurück, ohne sich je an einem Griff oder einer Stange anzuhalten. In der einen Hand hielt sie eine Rolle, von der sie die Fahr-

karten abriß, in der anderen drei Bündel mit Scheinen von ein, zwei und fünf Lei, aus denen sie das Wechselgeld mit dem Daumen gleichsam herauswischte.

Die Geldscheine Moldawiens waren alle gleich groß und zeigten das gleiche Bildnis eines Mannes mit finsterem Blick und langen Haaren, auf die eine Krone gesetzt war. Der Wojwode Ștefan cel Mare, Stefan der Große, formte im 15. Jahrhundert aus dem Fürstentum Moldau einen Staat, der sich gegen die beutegierigen Großmächte Polen, Ungarn und das Osmanische Reich zu behaupten wusste. Sein Land erstreckte sich außer auf das Territorium der Moldau auch auf weite Gebiete, die heute zu Rumänien und zur Ukraine gehören. In einer jener Fernsehshows, in der das nationale Gedächtnis für das Erstellen beliebiger Rankings verwendet wird, wurde er 2006 in Rumänien und Moldawien zum »größten Rumänen aller Zeiten« gekürt. Bald nach seinem Tod begann, was für die Region ein über die Jahrhunderte sich immer wieder erneuerndes Verhängnis war, die Herrschaft fremder Mächte, die sich gegenseitig die Gebiete zwischen den Flüssen Pruth im Westen und Dnister im Osten abzujagen und aus der ansässigen Bevölkerung gefügige Untertanen zu machen versuchten.

Es fiel mir schwer, die Geldscheine auseinanderzuhalten, denn von dem hellbraunen 1 Leu bis zu den orangen 200 Lei waren sie alle nur durch Farbnuancen und durch die klein gesetzte Zahl zu unterscheiden, darum irrte ich mich oft, wollte größere Summen mit Scheinen von zu geringem Wert bezahlen oder reichte für einen niederen Preis einen Schein von viel zu hohem Wert, worauf ich meist aufgeregt auf meinen Irrtum aufmerksam gemacht wurde. Ich bin mir sicher, in Moldawien kein einziges Mal übervorteilt worden zu sein. Aber die Menschen, die hier lebten, waren so arm, dass sie den Europäern des Wohlstands verdächtig sein mussten, und darum haben diese so viele Gerüchte über Entführungen und Überfälle

weitererzählt, bis sie sich selbst vor den Moldawiern zu fürchten begannen.

Es gab alte Schaffnerinnen, die schon Jahrzehnte in ihren O-Bussen zugebracht haben mochten, und ganz junge, manche waren voluminös und schienen die Fahrgäste geradezu mit Bauch und Busen auseinanderzuschieben, andere wirkten in ihrer Magerkeit erschöpft, aber eine jede wurde respektiert. Auch die junge Frau mit dicken Brillen, mit der ich mit dem Bus Nummer 22 Richtung Flughafen fuhr und beim »Tor von Kišinëv« ausstieg. Kišinëv ist der russische Name für Chişinău, seitdem der russische Zar die Osthälfte des Fürstentums Moldau 1812 unter seine Herrschaft brachte und entschlossen daranging, das Land zu modernisieren und die Bevölkerung zu russifizieren. In dieser Gegend wurden seit jeher viele Sprachen gesprochen, Rumänisch vor allem und Jiddisch, aber auch Russisch, Bulgarisch, Polnisch, Ukrainisch, Griechisch, Gegausisch und durch die späte Zuwanderung von Wirtschaftsflüchtlingen aus Süddeutschland seit dem 19. Jahrhundert sogar Deutsch.

Fährt man vom Flughafen Richtung Stadt, hat man den Eindruck, sich einem überdimensionalen, schon von weitem sichtbaren weißen Stadttor zu nähern, es sind die hellen Blöcke einer vielgeschoßigen Plattenbausiedlung, die sich über dem Boulevardul Dacia, der durch sie hindurchführt, zusammenzuschließen scheinen. Aus der Ferne entfaltete dieses illusionistisch erzeugte »Tor von Kišinëv« enorme Wirkung, aus der Nähe erkannte ich, wie schadhaft die einzelnen Blöcke waren. Im Bus, mit dem ich hinausfuhr, erstand ich die Fahrkarte bei jener bleichen jungen Frau, die krank aussah, aber gleichmütig lächelnd ihrer schlechten Verfassung trotzte und, weil ich der Letzte ohne Ticket war, bis zur nächsten Station neben mir stehen blieb. In ihren Ohren sah ich, was ich schon lange nicht mehr gesehen hatte, nämlich einen harten Stöpsel aus zusam-

mengedrückter Watte, wie ihn zu meiner Kinderzeit stets einer der Spielgefährten in seine schmerzenden Ohren gestopft hatte. Ich ging vielleicht eine Stunde in der Gegend beim Tor der Stadt herum, bis der Bus, der vom Flughafen zurück in die Stadt fuhr, wieder vorbeikam und ich neuerlich die Schaffnerin bei ihrer Arbeit beobachten konnte, die so viel Geschick verlangte.

Am Wochenende lud mich ein Dozent, den ich kennengelernt hatte, zu einer Fahrt aufs Land ein. Bald nach Chişinău wurden aus asphaltierten Schnellstraßen sandige Lehm-pisten mit riesigen Schlaglöchern, sodass wir für dreißig, vierzig Kilometer fast zwei Stunden brauchten. Wir kamen an zahllosen, anmutig in die Landschaft gesetzten Teichen vorbei, auf denen der kalte Frühlingswind Wellen trieb, und an weiten Feldern, deren Erde um diese Jahreszeit noch von schwerem, nassem Braun war. Ohne Ziel unterwegs, verließen wir die Landstraße und erreichten ein Dorf von starrender Hässlichkeit. Viele Dörfer des Landes waren in der sowjetischen Zeit zu agroindustriellen Zentren aufgerüstet und demoliert worden, dort, wo früher die Dorfmitte mit Kirche, Schule, Geschäft war, wurde der stets gleiche Paradeplatz herausgeschlagen und mit einem Kulturhaus oder Volksheim an der Stirnseite, einem Denkmal für die Rote Armee auf der gegenüberliegenden Seite ausgestattet. Das Kulturhaus, ein düsterer Betonklotz, den abzureißen zu aufwendig wäre, witterte seit dem Ende der kommunistischen Ära ungenutzt vor sich hin, das Glas war längst aus den Fenstern gefallen, auf deren Bänken zerzauste, magere Katzen schliefen, und durch den Asphalt auf dem menschenleeren Platz davor brachen Disteln und zähe Sträucher.

Ein Stück außerhalb des Dorfes stießen wir auf den Friedhof, der nach Art vieler anderer im Lande von einem niederen, blau gestrichenen Metallzaun begrenzt wurde. Wir versuchten die verblassten, meist cyrillischen Schriftzüge auf den schwarzen Grabtafeln zu entziffern, als sich uns eine alte Frau mit

kräftigem, kohlrabenschwarzem Haar näherte, die in einem Kleid steckte, so bunt, wie früher die Schürzen der Landfrauen bei uns gewesen waren. Sie sprach uns von weitem an und zog uns dann zu einem Grab ganz am Rand des Friedhofs, im Unterschied zu den meisten ringsum, die von Unkraut überwuchert waren, wurde es liebevoll gepflegt, und in seiner Erde steckte eine kühn gedrehte Vase mit Plastikblumen. Auf der Tafel des metallenen Grabkreuzes stand der Name Ivan Rosca zu lesen, die Frau sprach ihn mehrmals mit heftiger innerer Bewegung aus und deutete dabei auf das Grab und auf sich und dann auf uns: Für uns erzählte sie die Geschichte, von uns wollte sie hören, dass wir sie verstanden hatten!

Der Dozent übersetzte nicht nur für mich, sondern musste es auch für sich tun, denn die alte Frau sprach ihr Russisch mit so starkem Dialekt, dass er ihr kaum zu folgen vermochte. Was wir erfuhren: dass hier die Gebeine ihres Vaters lagen, der 1941 als Erster aus dem Dorf erschossen wurde, als die Wehrmacht und in deren Gefolge die berüchtigten Sondereinheiten vorbeizogen, mordend und brandschatzend auf dem Weg in den noch weiteren Osten. Ja, nickte die Frau, ihr Vater war der Erste, der erschossen wurde, vor 64 Jahren, da sei sie noch ein Kind gewesen, und dann weinte sie, um den ermordeten Vater und um das Kind, das in so furchtbarer Zeit hatte aufwachsen müssen, und sie weinte, weil die Großen der Welt ihren Krieg und ihre Verbrechen bis in ihr kleines, abgeschiedenes Dorf getrieben hatten. Wir standen eine Zeitlang beisammen, in irgendeinem Dorf in diesem fremden Land, das mit einem alles verwüstenden Krieg überzogen worden war, und als wir gingen, verabschiedete sich die Frau von mir mit übersprudelnden Dankesworten. Sie tätschelte meine Hand und dankte mir, dass ich so großzügig war, ihr zuzuhören, als sie von der Ermordung ihres Vaters durch eine Truppe erzählte, zu der auch Soldaten aus meinem Land gehört haben mochten.

Im nördlichen Stadtteil Liefering zweigt in Salzburg von der Ausfallstraße, die zur Westautobahn hinaus- und nach Bayern hinüberführt, eine Straße ab, die in den fünfziger und sechziger Jahren, in denen ich aufwuchs, etwas Anrüchiges hatte und noch heute nicht in bestem Rufe steht. Jugendliche, die sich damals um eine Anstellung in einem der angesehenen Geschäfte der Altstadt bewarben, wurden von ihren Eltern amtlich bei einem Verwandten, der in einer besseren Wohngegend zuhause war, angemeldet, damit aus ihrem Bewerbungsschreiben nicht ersichtlich werde, dass sie in der »Bessarabierstraße« aufgewachsen waren.